
LINKSKURVE

1. Jahrgang / Nummer 2 / September 1929

LENIN UND DIE LITERATUR DER ARBEITERKLASSE

Wir entnehmen diesen Aufsatz, in dem sich Lenin mit der proletarischen Literatur auseinandersetzt, dem Buch „Agitation und Propaganda“ von N. Lenin, das soeben im Verlag für Literatur und Politik erschienen ist. Der Aufsatz, der in dem Buch unter dem Titel „Parteiorganisation und Parteiliteratur“ erschienen ist, ist stark gekürzt. Die Teile, die sich mit der Presse auseinandersetzen, sind fortgelassen.

Die Literatur muß Parteiliteratur werden. Im Gegensatz zu den bürgerlichen Sitten, im Gegensatz zu der bürgerlichen Geschäfts- und Krämerpresse, im Gegensatz zum bürgerlichen literarischen Strebertum und Individualismus, zum „Edelanarchismus“ und zur Profitjagd – muß das sozialistische Proletariat das Prinzip der Parteiliteratur aufstellen, dieses Prinzip entwickeln und es möglichst vollständig und restlos verwirklichen.

Worin besteht nun dieses Prinzip der Parteiliteratur? Nicht nur darin, daß für das Proletariat das Literaturwesen kein Mittel zur Bereicherung einzelner Personen oder Gruppen sein darf – es darf überhaupt keine individuelle Angelegenheit sein, die unabhängig wäre von der allgemeinen proletarischen Sache. Fort mit den parteilosen Literaten! Fort mit den schriftstellernden Uebermenschen! Das Literaturwesen muß ein Teil der allgemein-proletarischen Sache werden, ein „Rädchen und Schraubchen“ des einen einheitlichen, großen Mechanismus, der durch die ganze klassenbewußte Avantgarde der ganzen Arbeiterklasse angetrieben wird. Das Literaturwesen muß zu einem Bestandteil der organisierten, planmäßigen, vereinheitlichten Parteiarbeit werden.

Jeder Vergleich hinkt, sagt ein deutsches Sprichwort. Es hinkt auch mein Vergleich der Literatur mit einem Schraubchen, der lebendigen Bewegung mit einem Mechanismus. Es dürften sich sogar hysterische Intellektuelle finden, die Zeter und Mordio über einen solchen Vergleich anstimmen werden, der eine Herabwürdigung, Abtötung, „Bürokratisierung“ des freien geistigen Kampfes, der Freiheit der Kritik, der Freiheit des literarischen Schaffens usw. usw. bedeute. Seinem Wesen nach wäre ein derartiges Geschrei nur der Ausdruck des bürgerlich-intelligenzlerischen Individualismus. Gewiß, das Literaturwesen eignet sich am wenigsten für eine mechanische Gleichmachung, für Nivellierung, für die Herrschaft der Mehrheit über die Minderheit. [2:] Gewiß, auf diesem Gebiet ist es unbedingt notwendig, einen weiten Spielraum zu sichern der persönlichen Initiative, den individuellen Neigungen, den Gedanken und der Phantasie, der Form und dem Inhalt. All das läßt sich nicht bestreiten, aber all das beweist nur, daß der literarische Teil der Parteiarbeit des Proletariats nicht schablonenmäßig mit den übrigen Teilen der Parteiarbeit des Proletariats identifiziert werden darf. All das widerlegt keineswegs den für die Bourgeoisie und die bürgerliche Demokratie fremden und seltsamen Grundsatz, daß das Literaturwesen unbedingt und auf jeden Fall mit den übrigen Zweigen der Parteiarbeit untrennbar verknüpft werden muß. Die Zeitungen müssen Organe der verschiedenen Parteiorganisationen werden. Die Schriftsteller müssen unbedingt den Parteiorganisationen beitreten. Die Verlagsanstalten und die Lager, die Buchhandlungen und die Lesehallen, die Bibliotheken und die verschiedenen Literaturvertriebsstellen müssen zu Parteiunternehmungen werden, müssen der Partei unterstellt sein. Das organisierte Proletariat muß diese ganze Tätigkeit verfolgen, es muß sie restlos kontrollieren, es muß überall in diese ganze Arbeit den lebendigen Geist der lebendigen proletarischen Sache hineintragen.

Wir wollen natürlich nicht behaupten, daß sich diese Umgestaltung auf einen Schlag durchführen ließe. Wir sind weit davon entfernt, irgendein starres System oder die Lösung der Aufgabe durch ein paar Beschlüsse zu propagieren. O nein, eine Schematisierung kommt für dieses Gebiet am wenigsten in Frage. Es handelt sich darum, daß unsere gesamte Partei, daß das gesamte klassenbewußte Proletariat diese neue Aufgabe erkenne, sie klarstelle und überall und allenthalben an ihre Lösung herangehe. Nachdem wir die Gefangenschaft der Fronherrenzensur losgeworden sind, wollen wir nicht und werden wir uns nicht in die Gefangenschaft der bürgerlich-krämerischen literarischen Beziehungen begeben. Wir wollen und werden eine freie Presse schaffen, frei nicht nur im polizeilichen Sinne, sondern frei auch vom Kapital, frei vom Strebertum, ja noch mehr: frei auch vom bürgerlich-anarchistischen Individualismus.

Diese letzten Worte können als ein Paradoxon oder als eine Verspottung des Lesers erscheinen. Wie! wird vielleicht irgendein Intellektueller, ein temperamentvoller Anhänger der Freiheit, ausrufen. Wie! Ihr wollt eine so delikate, individuelle Angelegenheit wie das literarische Schaffen der Kollektivarbeit unterwerfen! Ihr wollt, daß Arbeiter mit Stimmenmehrheit über Fragen der Wissenschaft, der Philosophie, der Aesthetik entscheiden! Ihr leugnet die absolute Freiheit des absolut individuellen geistigen Schaffens!

Beruhigt euch, meine Herren, Erstens handelt es sich um Parteiliteratur und ihre Unterstellung unter die Parteikontrolle. Es steht jedermann frei, zu schreiben und zu sagen, was er will, [3:] ohne die geringste Einschränkung. Aber es steht auch jedem freien Verein (darunter der Partei) frei, solche Mitglieder fortzujagen, die das Aushängeschild der Partei ausnutzen, um parteifeindliche Ansichten zu propagieren. Die Rede- und Pressefreiheit muß vollständig sein. Aber auch die Vereinsfreiheit muß vollständig sein. Im Namen der Redefreiheit bin ich verpflichtet, dir das volle Recht einzuräumen, zu schreien, zu lügen und zu schreiben, was dir paßt. Aber im Namen der Vereinsfreiheit mußt du auch mir das Recht zugestehen, mit Leuten, die das und das sagen, ein Bündnis zu schließen oder es zu lösen.

Jetzt wird unsere Partei mit einemmal zu einer Massenpartei, jetzt machen wir einen jähen Uebergang zur legalen Organisation durch, jetzt werden unvermeidlich viele inkonsequente (vom marxistischen Standpunkt aus) Leute in die Partei kommen, vielleicht sogar manche Christen oder gar manche Mystiker. Wir haben einen kräftigen Magen, wir sind steinharte Marxisten. Wir werden diese inkonsequenten Leute verdauen. Die Freiheit des Gedankens und die Freiheit der Kritik innerhalb der Partei wird uns nie vergessen lassen die Freiheit der Gruppierung von Menschen in freien Vereinen, genannt Parteien.

Zweitens, ihr Herren bürgerlichen Individualisten, müssen wir euch sagen, daß euer Gerede über absolute Freiheit pure Heuchelei ist. In einer Gesellschaft, die auf der Macht des Geldes aufgebaut ist, in einer Gesellschaft, in der die werktätigen Massen darben und kleine Häuflein von Reichen schmarotzen, kann es keine reale und wirkliche „Freiheit“ geben. Sind sie etwa frei Ihrem bürgerlichen Verleger gegenüber, Herr Schriftsteller, frei gegenüber Ihrem bürgerlichen Publikum, daß von Ihnen – eingerahmt und abkonterfeit – Pornographie fordert, Prostitution als „Zugabe“ zur „heiligen“ Bühnenkunst verlangt? Diese absolute Freiheit ist ja eine bürgerliche oder anarchistische Phrase (denn als Weltanschauung ist der Anarchismus umgestülpte Bürgerlichkeit). In der Gesellschaft leben und von der Gesellschaft frei sein, ist unmöglich. Die Freiheit des bürgerlichen Schriftstellers, des bürgerlichen Künstlers, der bürgerlichen Schauspielerin ist lediglich unsichtbare (oder heuchlerisch maskeierte) Abhängigkeit vom Geldsack, von Korruption, vom Ausgehaltenwerden.

Wir entlarven diese Heuchelei, reißen die falschen Aushängeschilder herunter, nicht etwa, um eine klassenlose Literatur und Kunst zu erzielen (das wird erst in der sozialistischen, klassenlosen Gesellschaft möglich sein), sondern um der heuchlerisch freien, in Wirklichkeit mit der Bourgeoisie verbundenen Literatur eine wirklich freie Literatur entgegenzustellen, die offen mit dem Proletariat verbunden ist.

Das wird eine freie Literatur sein, denn nicht Eigennutz und Karriere, sondern die Idee des Sozialismus und die Sympathie für die Werktätigen werden neue und immer neue Kräfte für [4:] ihre Reihen werben. Das wird eine freie Literatur sein, denn sie wird nicht der blasierten Heldin dienen, nicht den an Langeweile und an Verfettung leidenden „oberen Zehntausend“, sondern den Millionen und aber Millionen Werktätigen, die die Blüte des Landes, seine Kraft und seine Zukunft sind. Das wird eine freie Literatur sein, die das letzte Wort des revolutionären Gedankens der Menschheit befruchten wird mit der Erfahrung und der lebendigen Arbeit des sozialistischen Proletariats, die eine ständige Wechselwirkung erzeugen wird zwischen der Erfahrung der Vergangenheit (wissenschaftlicher Sozialismus, der die Entwicklung des Sozialismus aus seinen primitiven, utopischen Formen vollendet hat) und der Erfahrung der Gegenwart (der gegenwärtige Kampf der Genossen Arbeiter).

An die Arbeit nun, Genossen! Wir haben eine schwere und neue, aber auch eine große und dankbare Aufgabe vor uns – ein umfassendes, vielseitiges, vielgestaltiges Literaturwesen zu organisieren in

enger und unlösbarer Verbindung mit der Arbeiterbewegung. Die gesamte Literatur muß Parteiliteratur werden. Sämtliche Zeitungen, Zeitschriften, Verlagsanstalten usw. müssen sofort die Reorganisationsarbeit in Angriff nehmen, müssen auf einen Zustand hinarbeiten, wo sie in der einen oder anderen Form aufs engste mit der einen oder anderen Parteiorganisation verbunden sind. Erst dann wird die Literatur tatsächlich eine solche werden, erst dann wird sie ihre Pflicht erfüllen können, erst dann wird sie auch im Rahmen der bürgerlichen Gesellschaft imstande sein, sich von der Knechtschaft der Bourgeoisie freizumachen und zu verschmelzen mit der Bewegung der wirklich fortschrittlichen und bis zu Ende revolutionären Klasse.

*

DIE PISCATOR-BÜHNE

Die Piscator-Bühne am Nollendorfplatz wird in den Herbstmonaten wieder eröffnet. Dieses Ereignis kann nicht wie eine beliebige andere Theaternachricht einfach zur Kenntnis genommen und mit gleichgültigem Abwarten beantwortet werden, da doch der Name Piscator jahrelang Kampfbanner einer stürmischen Linksentwicklung der Bühne gewesen ist.

Unsere Stellungnahme soll, einstweilen ganz kurz, im folgenden zusammengefaßt werden:

Wir stehen auf dem Standpunkt der proletarisch-revolutionären Kunst, d. h. der Kunst, die Waffe der gegenwärtigen Klassenkämpfe des heutigen Proletariats zu sein hat. Zeittheater und politisches Theater sind also für uns Selbstverständlichkeiten. Gerade was in unserem Sinne noch darüber hinaus geht, begegnet unserem wirklichen Interesse. Ob das bürgerliche Publikum und die bürgerliche Kritik damit einverstanden sind oder nicht, ob sie die Produkte dieser Kunst als Kunstprodukte [5:] anerkennen oder nicht, interessiert uns ebensowenig wie die Frage, ob die bürgerliche Oekonomie, und ihre Praktiker, die Kapitalisten, Marxens „Kapital“ oder Lenins „Imperialismus“ bzw. einen Ausstand oder Aufstand der Arbeiter bejahend oder kopfschüttelnd aufnehmen.

Im Entwurf unseres Aktionsprogramms erklärten wir: „Die proletarisch-revolutionären Schriftsteller betonen gegenüber dem bürgerlichen Kunstbetrieb den Vorrang des Inhalts vor der Form. Sie lehnen alle Literaturrichtungen ab, die sich höchst ‚revolutionär‘ dünken, weil sie die bestehenden Formen umstürzen oder auf den Kopf stellen. Nicht durch die Revolutionierung der Form bekommt die Literatur einen revolutionären Wert, sondern die neue revolutionäre Form kann und muß ein organisches Produkt des revolutionären Inhalts sein.“

Uns scheint, daß Piscator, der in seinen Anfängen seine Kunst an den besten revolutionären Inhalten entfaltete, im vergangenen Jahr nicht mehr den oben angedeuteten, für uns einzig möglichen Weg gegangen ist. Der immer vorwärtshastenden Regiekunst, die am Nollendorfplatz auftrat und das Publikum verblüffte, entsprachen nur sehr mäßige, am Ende (im „Petroleum“ und dem „Letzten König“) überhaupt keine revolutionären Inhalte. Dieser Zwiespalt von Form und Inhalt, diese Verselbständigung der an sich leeren, vom dürftigen Inhalt unabhängig gewordenen Form, dieses Ueberwuchern des Inszenierens, das je mehr betont, desto nichtssagender wird, diese Entwicklungslinie, die in der bürgerlichen Kunst nicht nur möglich, nicht nur zwangsläufig, sondern auch vielfach gewollt ist, ging so weit, daß Piscator mit denselben Regiekünsten, die am Nollendorfplatz Revolution bedeuten sollten, in der Königgrätzer Straße ein hundertprozentig imperialistisches Stück, „Die Rivalen“ inszenieren konnte, ohne zu bemerken, daß er dadurch seiner Kunsttheorie eine sie vernichtende Praxis entgegensetzt.

Wir wissen wohl, daß, wer heute die proletarisch-revolutionäre Bühne, losgelöst von ihren organischen Ansätzen, den Arbeiterbühnen, emporschießen lassen will, ein schweres Stück Arbeit vor sich hat. Wenn wir aber nicht zur Erkenntnis gelangen, daß Trollers Hoppla, Alexej Tolstojs Rasputin, Hascheks Schwejk, von den anderen ganz zu schweigen, durch keine Regieergänzungen zu proletarisch-revolutionären Kunstprodukten umzumodeln sind, weil in ihnen gerade das das Wesentlichste ist, was ihnen zum Proletarisch-Revolutionären fehlt, dann wird diese Arbeit nicht zu leisten sein, da etwas prinzipiell Unmögliches unternommen wurde.

Alle positiven Ergebnisse seines bisherigen Wirkens voll anerkennend, hoffen wir, daß Piscator bei Wiederaufnahme seiner Bühnentätigkeit nicht von neuem den Pfad weitergeht, auf dem wir ihn unmöglich mit unserer Sympathie begleiten könnten.

*

[6:]

ÜBER DIE VORAUSSETZUNGEN ZU MEINEM BUCH „KRIEG“ (1. FORTSETZUNG)

LUDWIG RENN

Als der Krieg kam, war ich unsicher in meinem ganzen Wesen und unzufrieden mit meinem äußerlich so glänzenden Verhältnissen.

Ich hatte die Vorstellung, daß die andern Offiziere jetzt ganz Pflicht, ganz Begeisterung sein würden. In den Mobilmachungstagen ging es im Offiziersfrühstückszimmer laut zu. Ein Reservehauptmann war dort täglich schon am Morgen betrunken. „Wir wollen den Franzosen schon die roten Hosen straffziehen!“ brüllte er und prahlte mit seinem Mut. Aber gerade er sollte gar nicht hinausgehen, sondern eine Stellung fern vom Schuß übernehmen.

Mein ehemaliger Hauptmann, der mich hatte „auf scharf“ dressieren wollen, und der so ungeheuerlich schnauzen konnte, meldete sich krank wegen eines nervösen Leidens, das ihn angeblich am Reiten hinderte.

Mein erstes Gefecht war der Kampf um die belgische Stadt Dinant, Häuserkampf, wie wir damals glaubten. Ein Jahr später war ich wieder dort und habe die Schußnarben an den Mauern untersucht. Die Schüsse waren nicht aus den Häusern abgegeben worden, sondern waren in die Straßen vom jenseitigen Ufer abgeschossen worden, also von französischen Soldaten. Wir aber hatten geglaubt, von Einwohnern beschossen zu werden, und hatten massenhaft Zivilisten erschossen.

In Anseremme hielt am Abend unsere Feldküche vor einem solchen Haufen Erschossener. Ein Offizier des Generalkommandos kam lachend auf mich zu, nicht mehr ganz nüchtern: „Kommen Sie dort hinter! Wir haben Bier gefunden. Jeder Offizier kriegt welches.“

Gerade als er das sagte, sah ich bei dem zuckenden Licht eines brennenden Hauses in dem Leichenhaufen einen Kopf sich heben, mit Blut im Gesicht, eine Frau. „Also kommen Sie hinter? Wir sind da sehr vergnügt.“

„Wer hat die hier erschießen lassen?“

Er zuckte mit den Achseln, sah auch hin und ging fort. Das blutige Frauengesicht starrte auf jemand, – und legte sich wieder auf einen fremden Leichenarm. Ich sah mich um. Auf der Straße saß ein General, die Stuhllehne zwischen den Beinen, und starrte auf den Leichenhaufen.

In diesen Tagen fiel Mann auf Mann von denen, die ich ausgebildet hatte, und die ich genau kannte. Da geschah etwas Sonderbares. Zuerst war ich nur erstaunt. Dann versuchte ich es mir zu erklären. Niemand verstand mich, und ich merkte selbst, daß man mich nicht verstehen konnte, weil ich selbst es nicht begriff. Ich schrieb in Briefen davon, vergebens. Ich setzte mich hin und versuchte es für mich zu schildern, um mir über das Rätsel klar zu werden. Immer wieder habe ich das ver-[7:]sucht und es nie fertiggebracht. Der Erfolg meiner Bemühungen war nur, daß dabei im Laufe der Zeit eine Schilderung des Krieges von etwa dreitausend Schreibmaschinenseiten entstand, und daß ich mich mit den verschiedensten Wissenschaften befaßte, um mein Rätsel zu lösen.

Aber was war denn so Sonderbares geschehen? An einem Nachmittag bei glühender Hitze führte ich meinen übermüdeten Zug zum Sturm. Ich stieg eine Wiese hinan. Hinter uns schlugen Granaten ein. Vor uns knatterte mit beängstigender Heftigkeit das Gewehrfeuer. Meine Leute konnten nicht mehr rennen, sie waren zu erschöpft und schlichen nur vorwärts. Was sollte ich tun? Entsetzlich erschien es mir, wenn sie so hingemäht würden, weil sie nicht mehr konnten! Da geschah das Sonderbare: ich war plötzlich ganz ruhig und hatte ein Gefühl, daß sie alle in meiner Hand sind. Sie gehen hinter mir her, – ich sehe sie gar nicht, aber sie müssen mir folgen, weil, – ja warum wußte ich nicht. Aber ich

fühlte mich wunderbar mit ihnen verbunden. Die Verluste waren dann furchtbar, aber das merkwürdige Verbundenheitsgefühl blieb.

Sicher werden die meisten sagen: „Was ist das weiter?“ Für mich bedeutete es etwas Ungeheures. Und ich bin heute der Meinung, daß mir dieses Erlebnis in der Tat eine neue Welt öffnete. Ich war damals ein Individualist, der an allem zweifelte, an der Möglichkeit des Fortschritts, am Wert der Bildung, an der Berechtigung unserer Klassenvorrechte. Und jetzt hatte ich ein Kollektiverlebnis von solcher Stärke, daß mein ganzes Streben darauf gerichtet war, so etwas noch einmal zu erleben. War ich vorher hoffnungslos unbefriedigt, so sah ich jetzt wieder etwas vor mir. Bis ich aber den Weg aus der alten Welt zu der großen Zusammenarbeit des Kommunismus fand, verrannte ich mich immer wieder.

Ich war besessen von dem Problem, und das wurde damals auf dem Vormarsch 1914 noch gesteigert durch den Hunger, den Mangel an Schlaf und die seelische Ueberreizung der täglichen Gefechte und des täglichen Todes. Wir waren in einem merkwürdig gefühlvollen Zustand, sprachen leise und wenig. Unsere ungeheure Gespanntheit verbargen wir unter diesem Benehmen. Aber in den Nächten in dunklen Scheunen wurde es wach, in plötzlichen Aufschreien und gräßlich gähnenden Lauten. Wir wurden immer schwächer. Schließlich kam ich mit Typhus ins Lazarett.

Anfangs lag ich fest im Bett. Dann stand ich für Stunden auf und aß mit den Etappenoffizieren in ihrem Kasino. Das waren meist ältere Herren, die sich langweilten und mit spröden Stimmen Zoten erzählten. Zoten und Siege waren ihre einzigen Gespräche und wechselten sich unmittelbar ab. Sie dachten sich dabei nichts. Aber ich! Jede Nachricht von der Front, – und ich sah hinaus, ob es regnete, ob sie nicht in den Nächten fröhen. [8:] Das Wetter war damals kalt und trübe. Ich bangte um das Leben derer, die noch da waren, als ich fortging. Die Etappenoffiziere neben mir krächten schon wieder über irgendeinen abgedroschenen Witz. Sie hatten gute Röcke an. Ich war abgerissen, mit schwarzen Blutflecken auf den Ärmeln. Ich gehörte nicht zu ihnen, sondern zu denen draußen in Schmutz, Nässe und Gefahr. Täglich wurde meine Sehnsucht nach ihnen stärker, und ich reiste, noch halb krank, wieder an die Front.

Unterwegs erfuhr ich, daß mein einziger Bruder gefallen war. Zwei Tage später – es war schon Nacht – kam ich auf der Suche nach meiner Truppe an einen Hof. Im Tor stand ein Soldat.

„Liegt hier die vierte Kompanie?“

„Herr Leutnant!“ schrie er. Es war einer von den ganz wenigen, die noch da waren, – und er freute sich, daß ich wiederkam, ich, ein Offizier? Nach dem Umgang mit den Etappenoffizieren war es mir selbstverständlich, daß man Offiziere nicht lieben kann.

Er führte mich ins Haus. Sie gaben mir zu essen und machten mir einen Platz zwischen sich auf dem Stroh. Das war nichts Besonderes, denn sie hatten reichlich zu essen und auch genug Platz. Aber für mich bedeutete es viel. Da war wieder die wunderbare Einigkeit, und ich wieder bei ihnen.

Ich war dann Kompanieführer an der Front, bis ich gegen Weihnachten 1914 Regimentsadjutant wurde. Als ich diese Stellung annahm und von meinen Leuten im Schützengraben wegging, wußte ich nicht, was ich tat. Es schmeichelte mir, so jung Regimentsadjutant zu werden. Aber was war das? Ich wohnte mit dem Regimentskommandeur und den Schreibern in einer Villa, die gegen Beschuß durch einen riesigen Bau aus Baumstämmen und Steinen geschützt war. Als Frontsoldat schämte ich mich, in einem solchen Feigheitskeller zu wohnen, – besonders weil es wirklich nie dahin schoß. Wochenlang kam ich nicht vor in die Schützengräben, wo meine Leute waren, die ich verstand.

Den Regimentskommandeur begriff ich nicht. Er zitterte davor, was der General sagen würde, sein Vorgesetzter. Und gerade der Konnte die Kriecherei vor ihm nicht leiden. Dem Regimentskommandeur war ein Wort von oben wichtiger – auch wenn es wie gewöhnlich die völlige Unkenntnis der wahren Sachlage zeigte – als die Not im Schützengraben. Und da war Not! Ungenügende Unterstände, Nässe, Schmutz, ein übertriebener und stumpfsinniger Wachtdienst, der den Leuten ihre wenigen Ruhestunden unterbrach, und Baumaterialschleppen Nacht für Nacht, auf schlammigen Wegen,

geblendet von Leuchtkugeln. Der Regimentskommandeur und all die anderen Offiziere hinter der Front hatten davon gar keine Ahnung und wollten es auch nicht wissen. Die meisten hatten die sogenannte Beschäftigungstheorie. Das [9:] bedeutet: Der Soldat sollte beschäftigt werden, daß er nicht auf dumme Gedanken käme. Was das für dumme Gedanken wären, wurde nie ausgesprochen, aber jeder wußte es: sie sollten nicht über ihre Lage nachdenken.

Ich haßte diese Geistesrichtung, konnte aber nichts dagegen tun. Bei den Stäben wollte man nichts hören. Auch die jungen Leutnants, die infolge irgendwelcher Verbindungen bei den Stäben waren, lehnten jede wirkliche Kenntnis der Front hochmütig ab. Ich mußte gehorchen. Das konnte ich aber nur bis zu einem gewissen Grade. Dann setzte unter der Maske der dienstlichen Höflichkeit der Kampf ein.

Das begann mit dem Kriegstagebuch des Regiments. Die Gefechtsberichte aus der Zeit des Vormarsches wurden erst damals zusammengestellt, und als ich diese Berichterstattung las, da packte mich einfach die Wut. Was da stand, war ganz richtig, aber alles Wichtige war ausgelassen, wenn es der Führung irgendwie unangenehm war. Von der Erschöpfung der Truppe war nicht ein Wort zu lesen, daß sie hungerte, daß unser Oberst sich mit dem ganzen Regiment verlaufen hatte, wodurch es den Franzosen gelang, uns fast vollkommen zu umzingeln, so daß wir furchtbare Verluste hatten. Ich versuchte, da wenigstens einen Teil der Wahrheit in den Bericht hineinzubringen. Schon das wurde mit Mißbilligung und Kopfschütteln aufgenommen. Damals setzte ich mir vor, einmal die Wahrheit über den Krieg zu schreiben.

Vorläufig mußte ich meine Wut in mich hineinfressen und mit zusammengebißenen Zähnen Schreiben entwerfen, die ich für unzweckmäßig hielt, und die mein Empfinden verletzten, weil mein Herz auf seiten der Soldaten war. Schließlich konnte ich das nicht mehr ertragen und meldete mich wieder zur Front. Der Regimentskommandeur hielt das für eine Laune, die bei meiner allgemeinen Angegriffenheit verständlich wäre, und schickte mich zuerst in ein Erholungsheim. Ich blieb aber dabei und kam wieder in die Front.

Das war keine Tollkühnheit und keine Tapferkeit, auch keine vaterländische Begeisterung, die mich wieder vor in die Gefahr trieb, sondern die Unmöglichkeit, mich für das System einzusetzen, indem ich da arbeiten sollte, und die persönliche Abneigung gegen die Offiziere hinten. Als Kompanieführer im Schützengraben konnte man sich über manches hinwegsetzen, was von hinten befohlen war, besonders wenn es schoß, denn dann kamen die Herren nicht vor.

So grenzte ich mich während des Krieges mehr und mehr gegen die Offiziere hinter der Front ab, ohne doch den entscheidenden Schritt zum Proletariat tun zu können, weil ich die Menschen noch militärisch in Offiziere und andere einteilte, und nicht wirtschaftlich in Bürgertum und Proletariat. Uebrigens kam es mir selbst lächerlich vor, daß ich Offizier war. Da empfand ich doch schon einen Widerspruch. (Fortsetzung folgt.)

*

[10:]

NEUE PROLFATARISCHE DICHTUNG. ZWEI GEDICHTE

HANNS VOGTS

EINFACHER SOLDAT

Roter Hund! Rote Kanaille!

O du!

Strahlender, Herrlicher!

Glühender, Gläubiger!

Heute und morgen und übermorgen

und immer dann bist du da,

wenn es gilt –

auch nur einen Artikel zu schreiben

für die Zellenzeitung,

ein Plakat zu malen für die Demonstration,
den Leimpinsel zu schwingen in der Klebekolonne
oder auch nur eine Parole weiterzugeben – – –

Einfacher Soldat nur –
aber bereit, immer bereit,
wenn die Partei ruft.

BLUTEST DU, BRUDER?

Blutest du, Bruder?
Gelber, Brauner,
Eskimo, Indio,
Malaye, Kabyle,
du Schwarzer – heut noch
auf der Fährte des Gnu –
Blutet ihr, Brüder?

Trapper in Alaska!
Robbenfänger auf Grönland!
Kuli vom Hohangho!

Ihr Leibeignen des zwanzigsten Jahrhunderts!
Riemen schneidet man aus eurem Leder,
Freiheit künden die Galgen euch.
Gut verdienen die Peiniger,
fett wie Säue sind ihre Weiber,
faul die Söhne, frech die Töchter.

Mächtig sind eure Könige.
Könige des Profits!
Hyänen des Profits!

Trapper in Alaska!
Robbenfänger auf Grönland!
Kuli vom Hohangho!
Vereinigt euch!
Vor 150 Jahren schon wurden die Menschenrechte erklärt.

*

DEUTSCHE LITERATURFÄLSCHER

Im Jahre 1924 erschien im Verlag „Die Aktion“ (Besitzer Herr Pfemfert) die Novelle „Schokolade“ von Tarassow Rodionow. Ohne sich ins Einvernehmen mit dem Autor zu setzen, ohne seine Einwilligung einzuholen, übersetzte Frau Alexandra Ramm diese Novelle. Durch geschickte Weglassung ganzer Seiten, die sehr viel Wesentliches, Prinzipielles enthielten, gelang es der Uebersetzerin, aus dieser wirklich revolutionären Novelle ein gegenrevolutionäres Machwerk zu schaffen. Schon damals protestierte Tarassow Rodionow, der durch seinen Roman „Februar“ bekannter wurde, ohne den geringsten Erfolg gegen diese Fälschung. Auf Grund dieser gefälschten Uebersetzung zimmert nun Alexandra Ramm mit einem Regisseur noch ein Bühnenstück zusammen, das sie verschiedenen deutschen Theatern zur Uraufführung anbietet.

Wir überlassen jetzt das Wort Tarassow Rodionow selber zu diesem Literaturskandal.

An die deutsche Oeffentlichkeit!

Herr Pfemfert, der durch seinen böswilligen Kampf gegen die Sowjetunion sattsam bekannte Besitzer des Verlages und des Blättchens „Die Aktion“, verlegte in der Uebersetzung seiner Frau, Alexandra Ramm, meine Novelle „Schokolade“. Das Buch erschien nicht nur ohne mein Wissen und Einverständnis, sondern auch mit tendenziöser Entstellung des Textes, mit dem Zweck, mein Werk zur

ideologischen Waffe des gegenrevolutionären Kampfes gegen die Idee der Arbeitermacht umzufälschen. Auf meinen Vorschlag, seine Handlungsweise mit meinen ideologischen und materiellen Rechten auf mein eigenes Werk irgendwie in Einklang zu bringen, erwiderte mir seinerzeit Herr Pfemfert in frechster Form, daß, da die Sowjetunion nicht der Berner Konvention angehörte, er nicht gewillt sei, meinen Interessen Rechnung zu tragen und mein schriftstellerisches Eigentum ebenso enteigne, wie wir in der Sowjetunion das Eigentum unserer Bourgeoisie enteigneten.

Ich überließ es Herrn Pfemfert, seine Enteignungsversuche mit der Enteignung der Autorenrechte und der Verballhornung der Werke proletarischer Schriftsteller zu beginnen, wozu zu bemerken ist, daß er diese merkwürdige revolutionäre Tat zum Nutzen seiner eigenen Tasche vornahm. Ich hatte schon dieses grelle Beispiel der zahnlosen gegenrevolutionären Wut fast vergessen (da dieser Fall im Jahre 1924 geschah), als ich vor einigen Tagen von meinen Berliner Freunden die Nachricht bekam, daß die rühmliche Mitarbeiterin des Herrn Pfemfert, die Frau Alexandra Ramm, die Idee faßte, meine Novelle „Schokolade“ mit irgend jemand zusammen zu dramatisieren und das Stück Berliner Theatern zu überlassen.

Ohne daß ich juristisch die Möglichkeit hätte, diesen Vandalismus zu verhindern, will ich der öffentlichen Meinung bekanntgeben, daß ich am energischsten gegen diesen neuen konterrevolutionären Versuch, mein Werk zu verstümmeln und es in philisterhafter Weise zu banalisieren, protestiere.

Ich arbeite gerade an der Dramatisierung der Novelle „Scho-[12:]kolade“, um sie den mir genehmen Bühnen zur Verfügung zu stellen, und ich ersuche hiermit alle deutschen Theater, denen die Fälschung der Frau Alexandra Ramm vorgelegt wird, sie abzulehnen, da ich nicht die geringste Verantwortung für den Inhalt dieses Machwerks übernehmen kann.

A. I. Tarassow Rodionow.

*

DIE SCHUHE AUS DEM ROMAN „EIN MENSCH WIRD GEPRÜGELT“

HANS LORBEER

Der Beamte schob den Gefangenen zur Tür hinaus.

Sie gingen einen langen Gang – und dann eine Treppe hinab. Alois hatte den Eindruck, daß er in einen Keller hinabsteige. Kühle, dumpfe Luft schlug ihm entgegen. – Dann kamen sie wieder in einen Gang, der viele Bogen machte. Vor einer schmalen Tür blieben sie stehen. Der Gang war nur von elektrischen Lampen erleuchtet. Und die Tür war sehr stabil gebaut; Eisenbänder gingen kreuz und quer. Der Beamte zog ein Schlüsselbund hervor und öffnete das Schloß. Die Tür sprang auf. Alois fühlte sich vorwärts geschoben. Er sträubte sich zwar, ängstlich und hartnäckig, doch dann war er schon in der Zelle. Die Tür flog hinter ihm ins Schloß. Schwere Schritte entfernten sich draußen.

Da saß er – gefangen – – –!

Schreiend wollte er gegen die Tür springen und sie aufreißen. Doch er entdeckte zu seinem Schrecken, daß keine Klinke da war. Und der Schrei blieb ihm im Halse stecken. Er tat keinen Sprung, nicht einmal einen Schritt zur Tür. Erschöpft und ohnmächtig wankte er bis unter das kleine vergitterte Fenster. Dort war eine Pritsche mit Strohsack und zwei Decken. Von Schwäche überwältigt setzte er sich nieder.

Gedanken kamen.

Wie lange sollte er hier sitzen –? Warum mußte er hier sitzen –? Was hatte man mit ihm vor –? Wollte man ihn heimlich beseitigen – – – –!!!

Er dachte daran, daß man mit Aufrührern kurzen Prozeß machte. Und er sah sich blutbesudelt auf dem Steinfußboden liegen. Gräßlich war es, – im Dämmerlicht der Zelle um so mehr. Schließlich sah er auch wirklich Blut; sein Blick fiel wieder auf die zerschundene Hand. Da war seine Fassung hin.

Ein paar Tränen rollten ihm über die Backen.

Er weinte eine ganze Weile.

Nachher war ihm leichter, und er stand auf und lief in der Zelle hin und her. Nun hatte er sich an das Dämmerlicht so gut gewöhnt, daß er hätte lesen können. So machte er sich daran, seine Zelle näher zu betrachten.

Neben der Tür fand er einen Klingelknopf. – Ah. – wenn er Wünsche hatte, dann brauchte er hier nur zu drücken. Eigentlich war die Polizei doch recht anständig, gar nicht so herzlos. Hatte er jemals in seinem Leben Gelegenheit gehabt, dienende Geister durch einen Druck auf den Klingelknopf herbeizuzaubern? Nein! Immer hatte er sich selber bedienen müssen, oder eben Dienste anderer Menschen erst nach verschiedenen Umständen erbitten können.

[13:] An der einen Wand stand ein Tisch – und auf dem Tisch ein Krug mit Wasser. Trinken konnte man freilich nicht, denn der Krug sah sehr danach aus, als Nachtgefäß benutzt worden zu sein; das Wasser roch muffig und beizend.

Dann waren noch ein Spucknapf und in einer Ecke ein paar alte, zerrissene Schuhe da.

Zerrissene Schuhe – – –?

Wie kamen denn die hierher?

Alois überlegte angestrengt. Stehengelassen mußte sie einer haben, denn die Beamten hatten sicher eine andere Abfallkiste, als diese Zelle. Aber, wer würde die Zelle mit Strümpfen oder gar barfuß verlassen –? Und ein Paar neue bekam hier sicher niemand, wenn die alten hinüber waren. – Wo kamen sie sonst aber her? Von einem Gefangenen waren sie, das sah man doch; es kamen hier nur arme Kerle herein. War dieser Mann also doch mit bloßen Füßen wieder in die Freiheit gegangen? Oder war er – – –?! Oder war er überhaupt nicht mehr gegangen, sondern – – – tot hinausgetragen worden – – –?! Vielleicht hatte er sich zur Weihe seines Verreckens die Schuhe ausgezogen? Vielleicht gar nicht mal zur Weihe, sondern aus Zweckmäßigkeitsgründen, – von wegen der Schnürsenkel, mit denen man sich – zwei zusammengelegt, daß die Sache auch ein Gewicht aushielt – schließlich ganz gut – – –?!

Alois lief herzklopfend in die Ecke. Wahrhaftig, die Schnürsenkel fehlten! Also aufgehängt! Irgend- ein armer Kunde –!

Hach – – –!

Und er, Alois Irrtum, saß hier, in der Todeszelle, und wartete auf das Ende. Die Schuhe grinsten ihn, schnürsenkelberaubt, aus hohlen Mäulern an, – grinsten wie ein paar Galgenbrüder, begrüßten den Gefangenen als Zunftkumpan, standen da in der Ecke, eine Chronik des Selbstmordes, des Jammers, der „Himmelfahrt“ eines armen Vagabunden, der in der Welt keinen Halt mehr gefunden hatte – außer an seinen Schnürsenkeln – mit dem Hals.

Mit langen Schritten lief Alois gegen die Tür. Die Hand flog zum Klingelknopf auf. Der Zeigefinger streckte sich. Ein langer Druck. Es war nichts zu hören, aber irgendwo in den Räumen der Polizei rasselte sicher eine Klingel.

In atemloser Spannung wartete er.

Nach einer Weile kamen Schritte die Treppe herab, dann den Gang, der Zellentür zu. Ein Schlüssel knarrte. Der Polizeibeamte stand da.

„Was wollen Sie denn?“

Alois wußte nicht gleich, was er wollte. Die Reaktion auf sein Klingeln kam ihm zu plötzlich. Doch dann versuchte er sich zu äußern, denn er sah des Beamten strenge Augen.

„Hier stehen ein Paar alte Schuhe – – –“, sagte er schüchtern.

Der Beamte sah in die Ecke.

„Schuhe –? Ja, was hat das denn zu sagen?“

Alois fühlte die Drohung in der Stimme seines Wächters.

„Es ist zu unheimlich“, wagte er leise zu antworten.

„Unheimlich? – Ja, meinen Sie denn, daß Sie sich hier heimlich fühlen sollen, so, als seien Sie zu Hause –?“

Alois wußte nichts mehr zu sagen. Er starrte nur auf die häß-[14:]lichen Schuhe, die da in der Ecke standen, wie giftige Kröten die Mäuler aufsperrten und auf ihn zuzukriechen schienen.

Der Beamte wartete noch einen Augenblick auf weitere Aeüßerungen des Gefangenen. Da aber keine mehr kamen, trat er einen Schritt vor und riß das Maul auf, wie die schnürsenkellosen Krötenschuhe. „Wegen solchen Unsinn wagen Sie es, mich zu rufen? – Was fällt Ihnen denn ein? Sie machen sich lustig über uns. Ich will Ihnen schon beibringen, wie man sich in den Räumen der Polizei zu betragen hat, – Sie Lummel!“

Er trat noch einen Schritt vor.

„Ich weiß, daß es sich hier um eine hahnebüchene Frechheit handelt, wie man sie eben nur von solchen krachschlagenden Rotzjungen erwarten kann. Ein anständiger, vernünftiger Mensch wird nie solchen Unsinn treiben: – unheimliche Schuhe. Sie sind ein ganz durchtriebener Bursche! Ein Lausjunge schlimmster Art –!“ Er trat noch einen Schritt vor und gab Alois einen Stoß mit der Faust vor die Brust, daß er auf die Pritsche flog. Dann ging er mit schweren Schritten hinaus. Der Schlüssel knarrte wieder. Die letzten Laute verhallten.

Der Gefangene war wieder allein – mit den Krötenschuhen –!

Da saß er auf der Pritsche und stöhnte vor ohnmächtiger Wut. Einen Stoß hatte er erhalten, einen Stoß, direkt vor die Brust, in der ein gutes Herz pochte, das sich nur ängstigte, mit den unheimlichen Schuhen allein zu sein. Und nun saß er da, hingeworfen auf die Pritsche, wie ein verprügelter Schwerverbrecher.

Oh, – er konnte sich nicht mehr bändigen, – nein! Seine Brust war ein Druckkessel mit Ueberatmosphären. Seine Hände zitterten. Und seine Füße. Und vor seinen Augen flimmerte es rot.

Mit einem Satz war er an der Tür und trommelte mit geballten Fäusten dagegen, daß die Blechverkleidung knatterte.

Er trommelte wie ein lebendig Begrabener. Wie ein Irrsinniger. Wie ein ganzer Trommlerchor. Wie ein Maschinengewehr. Die Fäuste begannen zu schmerzen. Er nahm auch die Füße noch mit zu Hilfe. Es war ein wüster Lärm.

Und in diesem Lärm merkte er gar nicht, daß Schritte durch den Gang klappten und eilig auf die Zellentür zukamen. Er hörte nicht einmal, wie der Schlüssel knarrte. Entsetzt prallte er zurück, als die Tür plötzlich aufflog.

Was nutzte es, daß er zurückprallte – – –?

Nichts! Starke Fäuste hatten ihn schon gepackt, hoben ihn hoch. Er schwebte. Es war ein unheimliches Schweben, ein ungewisses. Wohin ging es? Er griff mit den Händen in die Luft. Eine Kette Gedanken durchschnellte sein Hirn.

Dann kam ein krachendes Aufschlagen. Sein Körper lag platt, wie zermahlen, wie gewalzt. Die Gedankenkette riß jäh ab. Der Geist wurde zu Nebel, der ihn feucht umschlang.

Dann folgte ein seinem Trommeln gegen die Tür sehr ähnliches Geräusch. Er hörte es nur verschwommen. Aber er fühlte es ganz deutlich. Oh, – so deutlich! Es entlud sich auf seinen Hintern, seinen Rücken, seinen Lenden, seinen Backen. Ueberall trafen ihn die krachenden, klatschenden, hellen und dumpfen Schläge.

[15:] Das war eine Symphonie des Uebergangs: Untergang des Bewußtseins, des Daseins, des Lebens
Alois Irrtums!

Und kein Wort wurde dabei gesprochen. Das Trommeln ging nieder, ohne alle sprachliche Umkränzung, nüchtern, sachlich, aber deshalb um so sicherer und schmerzlicher.

Und die Dauer des Geschehens – – –?

Alois schwamm auf einem Meer der Bewußtlosigkeit, der Zeitlosigkeit. Da lag er auf seiner Pritsche, die dahinzog wie der Kahn Charons. Gab es für ihn eine blechbeschlagene Tür, durch die sein Verhängnis sich ihm genah, durch die es längst wieder verschwunden war –? Auf hohem Meere strich seine Pritsche dahin, der sanfte Wind der Empfindungslosigkeit legte sich in die Segel.

Eine Stunde.

*

EINE VERZÖGERUNG DER AKTION WÄRE DER TOD

N. LENIN

Wir veröffentlichen hier das erste Mal in deutscher Sprache einen Brief N. Lenins, den er am 24. Oktober 1917 (6. November 1917) im entscheidendsten Moment an die Mitglieder des Zentralkomitees der Bolschewiki schrieb. Der Brief wurde uns freundlicherweise vom Verlag für Literatur und Politik überlassen, in dem die Gesamtausgabe der Lenin-Werke erscheint. Der Brief selber ist dem Band XXI entnommen, der in Vorbereitung ist.

Genossen! Ich schreibe diese Zeilen am 24. Oktober (6. November), die Lage ist äußerst kritisch. Es ist sonnenklar, daß jetzt jede Verzögerung des Aufstandes wahrhaftig den Tod bedeuten würde.

Mit der Aufbietung meiner ganzen Kraft bemühe ich mich, die Genossen zu überzeugen, daß jetzt alles an einem Faden hängt, daß auf der Tagesordnung Fragen stehen, die nicht durch Konferenzen, durch Kongresse (selbst nicht durch Rätekongresse) entschieden werden, sondern durch Völker, durch die Masse, durch den Kampf der bewaffneten Massen.

Der bürgerliche Vorstoß der Kornilow-Leute, die Kaltstellung Werchowskis zeigt, daß man nicht länger warten darf. Man muß unter allen Umständen heute abend, heute nacht die Regierung verhaften, indem man die Fahnenjunker entwapfnet (besiegt, wenn sie Widerstand leisten) usw.

Man darf nicht warten!! Man kann alles verlieren!!

Der Preis der sofortigen Machtübernahme ist: Schutz des Volkes (nicht des Kongresses, sondern des Volkes, in erster Linie der Armee und der Bauern) vor der Kornilow-Regierung, die Werchowski verjagt und eine zweite Kornilow-Verschwörung eingefädelt hat.

Wer soll die Macht übernehmen?

Das ist jetzt nicht wichtig: mag sie das Kriegsrevolutionäre Komitee übernehmen „oder eine andere Einrichtung“, die erklären wird, daß sie die Macht nur den wahren Vertretern der Interessen des Volkes übergeben wird, der Interessen der Armee [16:] (sofortiges Friedensangebot), der Interessen der Bauern (sofortige Besitznahme des Bodens, Abschaffung des Privateigentums), der Interessen der Hungernden.

Es ist notwendig, daß alle Rayons, alle Regimenter, alle Kräfte sofort mobilisiert werden und unverzüglich Delegationen an das Kriegsrevolutionäre Komitee, an das ZK. der Bolschewiki schicken mit der dringenden Forderung: auf keinen Fall die Macht in den Händen der Kerenski und Co. bis zum 25. lassen, unter keinen Umständen; die Sache muß unbedingt heute abend oder nachts entschieden werden.

Die Geschichte wird eine Verzögerung den Revolutionären nicht verzeihen, die heute siegen konnten (und bestimmt siegen werden), während sie morgen Gefahr laufen, vieles zu verlieren, ja Gefahr laufen, alles zu verlieren.

Wenn wir heute die Macht ergreifen, so ergreifen wir sie nicht gegen die Sowjets, sondern für sie.

Die Machtergreifung ist Sache des Aufstandes; ihr politisches Ziel wird nach der Machtübernahme klar werden.

Es wäre Verderb oder Formalismus, auf die schwankende Abstimmung am 25. Oktober zu warten, das Volk hat das Recht und die Pflicht, derartige Fragen nicht durch Abstimmungen, sondern durch Gewalt zu lösen; das Volk hat das Recht und die Pflicht, in kritischen Augenblicken der Revolution, selbst ihren besten Vertretern die Richtung zu zeigen, und nicht auf sie zu warten.

Das hat die Geschichte aller Revolutionen bewiesen, und es wäre ein ungeheures Verbrechen der Revolutionäre, wenn sie den Augenblick verpaßten, trotzdem sie wissen, daß die Rettung der Revolution, das Friedensangebot, die Rettung Petersburgs, die Rettung vor der Hungersnot, die Uebergabe des Bodens an die Bauern von ihnen abhängt.

Die Regierung schwankt. Man muß ihr den Rest geben, koste es was es wolle! Eine Verzögerung der Aktion wäre der Tod!

Geschrieben am 6. November (24. Oktober) 1917.

*

120 MILLIONEN

MICHAEL GOLD

Dieser kurze Aufruf ist das Vorwort zu dem Buch Michael Golds: „120 Millionen“. Es ist vor einigen Tagen erschienen und enthält Kurzgeschichten, Gedichte und Massenchöre. Es ist der erste Versuch, abgesehen von den Büchern Upton Sinclairs und Jack Londons, die proletarische Literatur unter den Arbeitern der Vereinigten Staaten zu verbreiten.

Meine Skizzen aus dem Leben des amerikanischen Proletariats wurden zum größten Teil zwischen meinem 19. und 26. Jahre geschrieben. Schwermut geht durch sie. Erst im letzten Teil des Buches erheben sie sich zu kriegertischer Tapferkeit.

[17:] Der Schwermut bin ich entwachsen, aber ich fühle, daß die Entwicklung eines proletarischen Schriftstellers unvermeidlich ist.

Jugend ist nicht immer klar. Sie ist oft verwirrt. Armut erdrückt uns, wir sehen keinen Ausweg, sind vereinsamt und suchen den Tod. Unsere Empörung ist persönlich und gefühlsmäßig. Wir schreiben aus unserer Einsamkeit und haben lyrische Schmerzen.

Aber die jugendliche Verwirrung klärt sich. Wir finden die Wege zur Wirklichkeit.

Man sieht, daß auch andere in den Schlingen der Armut gefangen sind und daß aus den Schmerzen, der Not und der hilflosen Wut von Millionen eine Weltbewegung geboren wird, die die Armut beseitigen kann.

Masse ist Kraft! Masse ist Macht! Masse ist Mut!

Vom Ichdichter zum Massendichter, das ist der gerade Weg des proletarischen Schriftstellers.

Die alte christlich soziale Literatur wurde von Mitgliedern der oberen Klasse geschrieben. Sie zeichnete den Arbeiter mit mitleidiger Herablassung, und sie sah ihn so, wie ihn fromme und salbungsvolle Betschwester sehen.

Selten wurde er als ein menschliches Wesen dargestellt, sondern als unverständiger, gefühlloser Wilder, der in den Niederungen des Lebens wohnt.

Als Robert Burns erschien, Maxim Gorki, Jack London, wurden sie mit Neugier betrachtet und wie Pferde, die Lieder singen.

Die Situation hat sich verändert. Kein Mensch kann den Arbeiter länger bevormunden. Ihre vorrückenden Garden sind keine Opfer mehr, sondern furchtlose Streiter im Weltkrieg gegen die Armut.

Sie fragen nach nichts. Sie nehmen auf nichts Rücksicht.

Tausende von Schriftstellern sind entstanden, um dieses neue Proletariat zu gestalten. Eine Literaturgeneration in den Fabriken, den Bergwerken, den Hinterhäusern der verschiedenen Länder erzogen. Sie beschreiben das Leben, das sie kennen, kühn und einheitlich.

Nirgends hört man mehr das salbungsvolle Predigermitleid. Die proletarische Literatur herrscht bereits in verschiedenen Ländern. Sie hat die Hauptführung in Rußland. Sie ist einer der zwei Hauptströme im Denken der Japaner. Sie ist stark in China und Indien und sie ist stark in Deutschland und in Mitteleuropa.

Man findet sie in der Sprache der englischen und französischen Literatur. Durch sie ist ein großer Sturm in Lateinamerika entstanden. Sogar in unseren bürgerlichen Vereinigten Staaten, der letzten Festung des Kapitalismus, erscheinen ihre Ansätze.

[18:] Und bedenkt! Beinahe alle jungen proletarischen Schriftsteller sind heute Kommunisten.

Mein eigener Besuch in Sowjetrußland und die Berührung mit dem neuen Leben und der neuen Kunst dort gab mir die Gedankenrichtung, die ich nötig hatte. Sowjetrußland heilte mich von meiner amerikanischen Sentimentalität und gab mir den Mut, in einem Lande auszuharren, in dem der proletarische Schriftsteller noch keine Freunde hat.

Die Arbeitergesänge und Sprechchöre am Ende meines Buches wurden durch die Dinge, die ich in Rußland sah, geboren.

Die Dichter dort haben die ehemals aristokratische Dichtkunst sozialisiert. Ihre Ueberzeugung ist, daß die Dichtung nützlich werden muß. Sie soll die Weiterentwicklung der Revolution organisieren, wie der politische Führer den Verstand organisiert. Dichtung ist in Rußland eines der Mittel, um die Massen zur Gemeinschaft zusammenzuschweißen.

Sie wird als Massengesang gesungen und schafft eine neue Feierlichkeit.

Ich habe in diesem Land die ersten Massenchöre geschrieben und ich glaube, auch einige der ersten Arbeiterlieder. Ich hoffe, andere werden es nach mir tun. Es ist nötig.

Die soziale Revolution ist in unserm Land wie ein Weizenkorn, das sich durch steinigen Boden kämpft.

Ich widme das Buch meinen Genossen, den vereinzelt tapferen proletarischen Schriftstellern Amerikas.

Laßt uns ausharren!

Laßt uns weiterkämpfen!

*

VON DER ERSTEN ARBEITERKORRESPONDENZ ZUR ERSTEN KURZGESCHICHTE

HANS MARCHWITZA

Zwölf Jahre stieg ich in die Kohlenschächte. Die Arbeit war hart, auch die Menschen, die mich diese zwölf Jahre umgaben.

Im Gerassel der Bohrhämmer, im Gedonner der Sprengschüsse, im Lärm der sausenenden Rutschen, beim Flackern des nachtmüden Lampenlichtes, beim Hinabwürgen des hitzegetrockneten Brotes, das oft von kleinen, langgeschwänzten Mitbewohnern der Kohlenhöhle angenagt war, fühlte ich wie Tausende andere die Verlassenheit, das Entsetzliche unseres Seins.

Meine Kindheit und Jugend Kohlenstaub und Ruß! Ausblick auf Eisentürme und Schächte mit riesigen Rädern im Förderschwing. Arbeit und Entsagung aller, auch der geringsten Kinderwünsche. Hunger.

Man hat so, selbst bedrückt, umgeben von fluchenden und knirschenden Menschen, getrieben von profitaufgedrehten Treibern, die uns nicht mehr als das Maschineninventar zu schätzen schienen, –

das Bedürfnis, seine Qual hinauszuschreien, sich [19:] jemand mitzuteilen, Freunde und Kameraden zu suchen, die Verständnis auch für den Menschen in uns haben.

Aber alle, die um mich waren, trugen schwer, waren wenig zugänglich, verschlossen und verbittert.

Ein kleines Tagebuch ersetzte mir den gesuchten Kamerad. Darin schrieb ich meine ersten, ungelungenen Wünsche. Es hörte mich geduldig an. Nahm meine Beschwerden, Sorgen und Sehnsüchte auf und schwieg.

Ich und mein kleiner, mich oft in den Schacht begleitender Kamerad, wußten viel, so viel, daß wir es mittlerweile nicht mehr für uns allein behalten konnten.

Ein Unfall, bei dem mir zwei gute Arbeitskameraden verloren gingen, bewog mich zu einem schüchternen Mitteilungsversuch an die Presse.

Die Korrespondenz war recht schwerfällig, ohne besondere Linie, mit allen Mängeln eines Anfängers.

Sie erschien aber trotzdem, wenn auch zu zwei Dritteln gekürzt, gefeilt, nur an wenigen Sätzen erkennbar, daß es meine Mitteilung war.

Doch ich freute mich. Ich teilte es den anderen Kameraden mit, verteilte eifrig und voller Genugtuung einen Packen der Zeitung und freute mich noch mehr, daß es die anderen mit ebensolcher Genugtuung lasen.

Auch der Reviersteiger hatte den Bericht gelesen. Da er einen Teil Schuld an dem Unfall der beiden Verunglückten trug, was in meinem Bericht hervorgehoben war, ärgerte er sich und bestätigte mir eines: Die Veröffentlichung solcher Betriebsgeheimnisse ist den Herrschaften unangenehm!

Nach dem ersten, wenn auch noch geringen Erfolg schrieb ich des öfteren über Betriebsvorfälle an die Presse, die mit der Zeit sicherer geschrieben, alle bisherigen Mängel berücksichtigend im Original erschienen.

Sonderbar! Ich rückte dadurch nicht nur in den Mittelpunkt der Frage- und Antwortstellung bei den Kameraden, ich gewann plötzlich größeres Interesse am Lesen anderer Berichte, sog gierig die kleinen Betriebserzählungen auf und entwickelte mich innerhalb meiner Schachtkameraden zu einem eifrigen Erzähler.

Ich hatte schon als Kind eine gute Phantasie.

Wenn mir der Zeitungsstoff ausging, was selten der Fall war, kombinierte ich eigene Erzählungen. Die Quellen dazu waren die Ereignisse in den vielen Betrieben. Ich verband diese mit Vorfällen politischer Natur und schilderte, da ich mittlerweile belesener wurde und praktische Erfahrungen aus den revolutionären Aktionen besaß, auch die Ursache zu der Versklavung und der Verelendung der Arbeiter.

Die Unterhaltung in dem kleinen Kreise genügte mir nicht mehr und eines Tages stand ich auf der Bank in der Waschkaue und redete auf die versammelten Kumpels ein.

[20:] Ich weiß nicht, wie oder was ich sprach. Der Beifall bestätigte mir aber, daß ich die Kameraden richtig eingeschätzt und ihre geheimsten Gedanken wiedergegeben hatte.

Später erst fiel mir das ein, was ich hinausgeschrien. Lebendig sah ich die gärende Masse vor meinen Augen, hörte noch immer ihre Zurufe, fühlte mich unendlich stark, als hätte ich von einem seltenen Kraftquell getrunken.

Es drängte mich, diese Versammlung jedem zu erzählen, vielen, vielen mitzuteilen.

Ich schrieb sie nach einer harten Schicht nieder. Ich vergaß mein Mittagessen, meinen gewohnten Nachmittagsschlaf, schrieb und schrieb bis in die halbe Nacht hinein.

Die Kurzgeschichte war fertig. Ein Schmerzenskind, in hundert Nöten geboren.

Anderen Tages trug ich sie zur Redaktion.

Freudig gab ich meine Erstlingsarbeit dem Redakteur, der sonst meine Berichte veröffentlichte.

Er las und begann unbarmherzig zu streichen. Etwa die Hälfte blieb übrig.

Vier Wochen später war der Rest erschienen.

Jeder Arbeiterkorrespondent, der denselben Weg gegangen, wird so ein Warten verstehen.

So war mein Uebergang von der ersten Arbeiterkorrespondenz zur ersten Kurzgeschichte.

... Seitdem habe ich das größte Interesse an der Entwicklung unserer Betriebsberichterstatter, die durch die ebenfalls technisch wie ideologisch verbesserte Presse die beste Möglichkeit haben, sich stilistisch und auch künstlerisch zu schulen.

Nicht jedem ist es gegeben, sich bis zu einem Dichter oder Feuilletonisten durchzubilden, jeder kann aber ein guter und wertvoller Betriebsreporter werden, der für die revolutionäre Arbeiterbewegung ein ebenso wertvolles Glied, ein Erzieher im Geiste unserer größten Meister Marx und Lenin ist, wie unsere revolutionären Dichter und literarischen Mitkämpfer.

*

GESTALT UND GESTALTUNG DER PROLETARISCHEN WELT

(ANTWORT AUF EINE BÜRGERLICHE KRITIK)

ANTON GANTNER

Erik Reger, einem Mann bürgerlicher Herkunft, fällt eines Tages der Roman von Karl Grünberg „Brennende Ruhr“ in die Hände; was regt sich in ihm: natürlich als Mitarbeiter der „Frankfurter Zeitung“ der Wunsch, eine umfangreiche und zeitgemäße Abhandlung zu schreiben über das ihm sicherlich beim Lesen aufgestoßene Thema: Gestalt und Gestaltung der proletarischen Welt. Wir könnten zufrieden sein, wenn über-[21:]haupt in dieser Atmosphäre einer mit dem besten Wissen und dem eingehendsten Untersuchen vertrauten Publizistik die Frage nach einer anderen als nur bürgerlich bestimmten und geordneten Welt aufgeworfen wird; gleichgültig, mit welcher Durchsichtigkeit der Referent im allgemeinen gutgesehene Einwendungen macht. Wir wollen sie genau untersuchen.

Erik Reger hat es scheinbar sehr leicht, in einem flüssigen Stile bester Zeitungsjournalistik eine von seinem bürgerlichen Klassenbewußtsein aus gesehene literaturwissenschaftliche Kritik über das Gesamtproblem abzugeben, da er nirgends auch nicht einmal dem Namen nach andere Werke außer Grünbergs Erstlingsroman anzurühren wagt. Man kann seine komplizierten Sätze zerlegen: nach ihm gibt es ein Proletariat als wirklich existierende Klasse nicht; nur ganz verschiedenartig gelagerte Arbeitergruppen könnten eventuell das Grundmaterial abgeben, müßten sich aber erst durch das Bewußtwerden ihrer Lage und damit durch „Umsetzen ihrer Werte in organische Funktionen“ zu einer proletarischen Klasse sozusagen emporarbeiten; deshalb ist es dem Kritiker klar, daß fast alle Schriftsteller aus dem Arbeiterstand so etwas wie eine bevorzugte Bande sind, die es nun einmal mit den erst den schlechteren bürgerlichen Schriftstellern abgeguckten Sprachmitteln usw. versuchen, das Leben ihrer Berufsgenossen zu schildern, anstatt nach Reger der wirklichen Aufgabe des proletarischen Schriftstellers nachzustreben, „der sachlichen Aufzeichnung solcher Zusammenhänge, die eben einer brauchbaren Lösung entgegengeführt werden könnten“.

Dieser gerissene und sophistische Fehlschluß einer literarischen Feststellung gestattet Reger, frischfröhlich bei der sehr üblichen bürgerlichen Literaturkritik zu bleiben und mit schwersten Geschützen die sprachtechnischen, formalen und zugestandenen Schwächen der „Brennenden Ruhr“ zu beschießen.

Wir stimmen ihm bei: nur die allerschärfste Kritik kann uns nützen; wir müssen noch weitergehen, und ohne uns mit einem Wort auf jene nebelhafte Basis einer Soziologie als literarkritische Hebamme neuester Art einzulassen, erst einmal nach dem Sinn sehen, der hinter diesen mit den ältesten Mitteln einer formal-ästhetischen Kritikermethode abgeleiteten Werturteilen steckt.

Keiner von uns allen wird jemals übersehen, daß für die literarische Gestaltung der proletarischen Welt die gleich mühevollen und ausharrenden Zähigkeit nötig sein wird, die schon die politisch „funktio-

onelle“ Zusammenfassung unter unausdenkbaren Opfern an Menschenleben und Arbeit aller klassenbewußten Arbeiter mitten in einer noch vollkommen kapitalistisch-imperialistisch-faschistisch organisierten Welt erfordert hat. Wie sollten wir aber ausgerechnet einem bürgerlichen Kritiker jene Leitsätze einer gestalteten deutschen proletarischen Welt offerieren [25:] können, von der wir selbst nur ahnen, wie sie in ihrer Gestaltung aussehen wird; aber, daß sie kommen muß, erfordert von uns, daß man keine Möglichkeit unversucht lassen darf, die uns an den Beispielen der Teilaktionen, wenn auch noch nicht in vollendet geschriebenen Werken wenigstens klar und eindeutig von jener unüberbrückbaren Kampffront hüben und drüben Bericht gibt; nur unter diesem Gesichtspunkt kann man an eine Kruse der „Brennenden Ruhr“ herangehen! Aber was Reger uns mit seiner „proletarischen Romantheorie“ als Rezept der Arbeitsmethode zur Verfügung stellt, kann er ohne Bedenken für jene ungezählten soziologischen Doktorarbeiten über jegliches Thema unserer bedrückten Zeit anwenden. Erik Reger zeigt uns in seiner neuesten Arbeit: „Bei Kilometer 208, Naturgeschichte einer Brückenmontage“ haargenau, wie fehlgeschlagen die Praxis dieser neusachlichen, monotonen und gestellten Typenanalyse ist. Mit gleicher Schärfe, die er bei der formalen Wertung der „Brennenden Ruhr“ angewandt hatte, wollen wir gerade diese letzte Arbeit von Reger in der „Frankfurter Zeitung“ unter die Lupe nehmen, denn aus ihr ersehen wir, wohin die Kritik der Regerschen Ausführungen zielt. „Grünberg schildert (schreibt Reger) eine Geburtstagsfeier in der Bergmannsfamilie: das – Milieu – ist zwar absolute Wahrheit, aber da sie an keiner Stelle soziologisch begründet wird, bleibt von ihr kein anderer Eindruck, als der einer verlogenen Schreibweise“ usw. Mangel an soziologischer Begründung ist der Kernpunkt aller Vorwürfe gegen uns. Soziologische Begründung, das zeichnet die Meister dieser bürgerlichen Reportagekunst aus und bewirkt jene neusachliche, vernichtende Typisierung, wie in unserem Beispiel der „Naturgeschichte einer Brückenmontage“.

Reger „ermeistert“ drei Typen, die ihm die Verschiedenheit der zur arbeitsteiligen Leistung vereinigten menschlichen Welt vorzugaukeln haben. Wehe Grünberg – hätte er gewagt, eine derartig primitive Vorstellungswelt anstatt der nackten Wirklichkeit seines Milieus einzufügen; Hohngelächter hätte er ausgelöst! So sehen aber die Regerschen Typen aus: der Generalstabsingenieur, ein im reformistisch-sozialen Kretinismus verfangener Assistentingenieur und natürlich die volkstümliche Type eines praktisch denkenden und fühlenden Meisters. Die lange Arbeit bei der Errichtung der großen Eisenbrücke gibt Reger Gelegenheit, seine sachliche „Schriftstellerkunst“ in einer ständigen Mischung romantischer Ergüsse über die Großartigkeit der Technik und einer intellektuell konstruierten Dialogführung zwischen den drei Charaktertypen der Arbeit bis zum glücklichen Ende des Brückenbaues zu demonstrieren; selbstverständlich sind eine Reihe von Beobachtungen richtig und treffend gesehen, aber der Sinn der Sache ist doch der, daß hier anders als bei Grünberg ein vollkommen aus der Luft gegriffenes Milieu mit zentnerschweren soziologischen Phrasen ver-[23:]sehen wird. Die abgründige Lehre dieser konsequenten soziologischen Schlußfolgerungen wird bei einer Bemerkung der drei Helden noch offener über die Frage, warum man die „soziale Lage“ nicht einfach dadurch aus der Welt schaffe, daß man jedem Arbeiter jene „Grünbergsche Sofaromantik“ mit Hilfe rationellster Herstellungsverfahren wirklich verschaffe; da erklärt als neuer Marx der Ingenieurkopf: „Weil die Verwirklichung dieser primitiven Arbeiterwünsche eine einfache Lage schaffen würde, kann es weder die eine Partei verwirklichen, noch die andere Partei auf eine unverklausulierte (!?) Verwirklichung drängen; nur komplizierte Lagen sind nämlich fruchtbar, denn sie begründen sowohl die Erhaltung als auch die Bekämpfung von Machtpositionen!“ Das ist nach Reger das Wesen der Politik als die große Lehre aus einer modernen soziologischen Arbeitsnaturgeschichte. Reger wirft aber Grünberg noch vernichtender vor, daß die Sprache der Grünbergschen Arbeit Klischee aus der Figurensprache der Hintertreppenromane sei. Beim besten Willen und bei allen literarischen Götzen kann ich nicht finden, daß die soziologisch-kultivierte Sprache eines Reger nur um einen Grad anders zu bewerten ist, ausgenommen den unüberbrückbaren Unterschied, daß Grünberg seinen ersten Roman schrieb nicht um dieser „Figuren willen“, sondern um ein wirkliches Zeitgeschehen in dem Bewußtsein Tausender wieder neu aufzurütteln. Nur einige wenige Beispiele: „Der Ingenieur hatte ein wunderbares Klanggehör, aber in Konzertsälen wurde er von einer schmerzhaften Unruhe befallen!“ Die andere Type erkennt das Leben so: „Ein Stückchen Kitsch, ein Stückchen Stammtisch muß der Mensch sein eigen nennen, um dort, wo es darauf ankommt, radikal sein zu können!“ Und dann folgen

Sprachbilder: „Die Rücken der Arbeiter glänzen wie brauner Samt“; „die Arbeiter sagten, die Seele wird einem aus dem Leibe gerissen“; oder „das Blut braust (bei der Arbeit!) wie im Geschlechtsrausch“. Endlos könnte man so fortfahren.

Wir müssen aber über die berechtigte Polemik weit hinaus gehen und aus Wort und Antwort die positiven Resultate herauschälen, die imstande sind, über die Gestalt und über die Gestaltung der proletarischen Welt in unserer heutigen literarischen Situation Eindeutiges auszusagen. Aber eine bürgerliche Untersuchung unseres Schaffens nutzt uns gar nichts, wenn, wie in diesem Falle, der Kritiker nicht einmal den Sinn des besprochenen Romans verstanden zu haben scheint. Keinen Laut läßt sich Reger in der ganzen Besprechung vernehmen über jenes furchtbare Schicksal der brutalen und hinterlistigen Niederknebelung eines Arbeiteraufstandes durch ehemalige Arbeiter und gekaufte Banditen eines bereits niedergekämpften Regimes! Darauf aber kam es an, daß einer unter dem berg hohen Wust der literarischen Produktion ein Buch beisteuerte, das nicht „Unterhaltung“ bedeutet!

[24:] Der ästhetische Streit, unter welchen Voraussetzungen ein Schriftsteller unter den gegebenen Umständen den „genialen“ proletarischen Roman schreiben kann – interessiert uns gar nicht; unsere Aufgabe liegt anderswo; Reger müßte das wohl erkennen: die Werke, die wir erwarten und die die wesentlichen Zusammenhänge in der Struktur und dem Aufbau der heutigen arbeitenden Klasse aufzuzeigen imstande sind, verlangen natürlich von uns selbst umfassendste und rücksichtsloseste Kritik. Aber draußen um uns leben jene arbeitenden Menschen, die nach den ungezählten Zuschriften an Grünberg über seinen Roman am allerberechtigtsten erwarten dürfen, daß auch diese Vorarbeit einer eingehenden Aufklärung ganz in das Arbeitsfeld einer Gestaltung der proletarischen Welt gehört, um ihnen erst einmal den richtigen Zusammenhang ihrer Lage verständlich zu machen. Wir haben noch keine deutsche „Räterepublik“ – und wissen also nicht, unter welchen rein formalen Arbeitsgesetzen der große proletarische Roman bei uns seinen Aufstieg nehmen wird; aber wir schaffen in einer hitzigen und schwelenden Etappe, die einzig und allein der Härtung jener Waffen dienen kann, die wir auch in geistiger Beziehung klar und unanfechtbar und mit verbissener Ruhe bei der Auseinandersetzung führen müssen, zu der wir den Ton angeben werden jenseits einer Kritik, die mit so erbarmungsloser und dabei so verlogener Infamie an der Sache vorbeizureden sich herausnimmt! Die „Ingenieure und Meister“ des Regerschen Brückenbaus haben keine Zukunft; um so mehr die Arbeiter, die sich nach Reger schon dadurch gesellschaftlich, soziologisch differenzieren und diffamieren, daß sie ihre Kleidungsstücke während der Arbeit nur ungeordnet an ihren Aufbewahrungsplätzen liegen lassen.

*

GLOSSEN, MITTEILUNGEN, BERICHTE

KUELZ REGIERT WEITER

Wir entnehmen dem „Börsenblatt“ vom 3. August 1929 folgende Notiz: *Verbotene Druckschriften*. Wegen Unzüchtigkeit sind nebst den zur Herstellung bestimmten Platten und Formen im Umfange von § 41 Abs. 2 St.-G.-Bs. unbrauchbar zu machen die Druckschriften: Erotische Volkslieder aus Deutschland, gesammelt von Hans Ostwald, Eberhard Frowein-Verlag, Berlin; Paul-Verlaine, Männer, deutsche und französische Ausgabe des Buches Hombres, 1920. Offizin I. H. Francois, Zürich; *Purpurne Schmerzen*, Ernst Warlitz. Originalzeichnungen von Karl Hermannes, Hamburg; *Théophile Gautier*, Lettre à la Presidente, Voyage en Italie, 1850, De Pimprimerie du musée secret du roi de Naples, 1890; *Théophile Gautier*, Brief an die Präsidentin (Reise in Italien), zum ersten Male ins Deutsche übertragen von Dr. Willi Heine. Privatdruck (1906); *Antonio Vignali*, Die Cazzaria, eine erotisch-philosophische Grotteske, 1530. Verlag: Julius Püttmann, Stuttgart. 4 St A 277/26. Leipzig, 25.7.29.

StA. (Deutsches Kriminalpolizeiblatt Nr. 399 vom 30. Juli 1929.) Oeffentlich hört man nichts mehr von diesen Verboten, aber die Polizei verbietet täglich weiter. Unter dem Regime des Sozialdemokraten Severing haben sich diese Verbote sogar verdoppelt.

ARTUR HOLITSCHER IST SECHZIG JAHRE ALT

Wir grüßen diesen Kameraden des kämpfenden Proletariats an seinem 60. Geburtstag. Ein Freund der Revolutionäre, ein Freund der Sowjetunion, hat er mit seinen Büchern, Broschüren und seinen Protesten dem kämpfenden Proletariat große Dienste erwiesen und wird es weiter tun. Unvergessen sei besonders sein Hilfsdienst in Sowjetrußland im Hungerjahr 1920/21 und seine Mitarbeit beim Aufbau der Internationalen Arbeiterhilfe.

DIE DEMOKRATIE MARSCHIERT

In den Bergen Nordkarolinas verdienen die kleinen Farmer trotz schwerer Arbeit nicht genug, um Kleidung zu kaufen. Die Textilherren brauchen billige Hände. Die Preise für Weizen und Boden werden gesenkt, die kleinen Farmer ruiniert. Sie müssen mit Frau und Kindern in die Hölle der Baumwollspinnereien und -webereien. Zehnjährige Kinder arbeiten zwölf Stunden. Mann und Frau mit Kindern und Säuglingen ziehen des Morgens in die Fabriken. Die Säuglinge werden flüchtig während der Arbeitszeit versorgt. Denn die Löhne sind so niedrig, daß alle Familienglieder arbeiten müssen, Zustände wie im Frühkapitalismus in England vor hundert Jahren, verschärft durch den blutigen Terror der imperialistischen Demokratie.

Die Rationalisierung macht Hunderte brotlos, die anderen bleiben mit Hungerlöhnen. Da beginnen die verzweifelten Arbeiter den Streik. Seit zwei Jahren haben sie an der Organisierung gearbeitet. Die Unternehmer bestellen die Polizei. Tagelang knüppeln und schießen Polizei und Pinkertons in Gruppen streikender Arbeiter. Die Unternehmer werfen die Arbeiter aus den Wohnungen, die alle den Unternehmern gehören. Die Arbeiterfamilien kampieren im Freien, ihre Möbel stehen im Freien. Schließlich errichten sie Zeltlager, in denen vor allem die Kinder und älteren Frauen untergebracht werden. Die Arbeiter ziehen im Demonstrationszug durch die Stadt. Polizei schießt. Gleichzeitig attackiert Polizei unter Führung des Polizeichefs das halb verlassene Lager der Arbeiter und feuert hinein. Arbeiter eilen herbei und verteidigen ihre Frauen und Kinder mit Waffen. Der Polizeichef fällt, ob durch eine Kugel der eigenen Mordbrenner oder der in Notwehr handelnden Arbeiter, ist nicht festgestellt. Vierzehn Streikführer werden daraufhin verhaftet. Sie sollen durch den elektrischen Stuhl hingerichtet werden, darunter drei junge Arbeiterinnen. Die Demokratie marschiert.

DER TONFILMKRIEG

Die Besitzer des Patentes für die Apparaturen in Deutschland verhindern die Vorführung amerikanischer Tonfilme, weil die Amerikaner ihre eigenen Apparaturen in Deutschland einführen wollen. Man arbeitet bei diesem Krieg um den deutschen Markt mit jenem Fanatismus, der kapitalistischen Gruppen eigen ist, wenn es um den Profit und die Eroberung des Absatzmarktes geht. Die Einzelheiten, die Methoden des Kampfes sind aus der Tagespresse bekannt – es kam zum Eingreifen der Zivilgerichte, Gerichtsvollzieher siegelten, Kabel wurden durchschnitten, die Presse bearbeitet, falsche Gerüchte lanciert, alles nur, weil sich jede Partei so teuer wie nur irgend möglich machen wollte. Die groteske Note fehlt nicht: die deutsche Firma, hinter der Banken und Industriegruppen stehen, hat einzig und allein das geschützte Patent auf einen Apparat von zweifelhafter Qualität und eine völlig unqualifizierbare Tonfilmproduktion, das hindert nicht, daß sie die Vorführung von besseren Tonfilmen verhindert.

Aber der Vorfall ist nach einer anderen Seite hin lehrreich: er zeigt unverhüllt, wie sich Gruppen zweier Staaten bekämpfen, um ihre Profite zu erhöhen. Wenn es sich hier um mächtige Industriegruppen handelte, so wäre dies ein Anlaß zur kriegerischen Auseinandersetzung. Schon ist bereits auch der nationale Klüngel in Aktion getreten, der schreit: deutsche Filme auf deutschen Apparaten, sie sind die besten, die Amerikaner aber haben den Deutschen das System gestohlen. Im kleinen ein Gleichnis für die Kämpfe der großen Gruppen. Insofern ist der Tonfilmkrieg auch für uns lehrreich.

BUND PROLETARISCH-REVOLUTIONÄRER SCHRIFTSTELLER

Bundesnachrichten

„Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller Deutschlands“

Sekretariat: Berlin-Charlottenburg 4, Mommsenstraße 51.

Sprechzeit: Dienstags und Freitags von 11-13, Freitags von 16-19 Uhr.

Telephon: J 1 Bismarck 3305.

Postscheckkonto: Karl Paul Körner, Berlin Nr. 503 59.

Achtung! Mitglieder! Sofort „Linkskurve“ und restliche Mitgliedsbeiträge auf Postscheckkonto abrechnen.

Berlin, Arbeitsgemeinschaften: Die in letzter Zeit durchgeführten Arbeitsgemeinschaften über Lyrik, Kurzgeschichte und Reportage, wurden erfreulicherweise besser besucht, als wir es bisher gewohnt waren. Wir können durchschnittlich für jede Arbeitsgemeinschaft eine Teilnahme von 20 Genossen feststellen. Das größte Interesse fanden die Arbeitsgemeinschaften Kurzgeschichte und Reportage. Weniger gut besucht war die Arbeitsgemeinschaft Lyrik, die vor allen Dingen auch darunter litt, daß Genosse Becher durch Ueberlastung mit anderen wichtigen Arbeiten, an der Teilnahme verhindert war.

Frankfurt am Main: In einer, von der kommunistischen Studentengruppe in Gemeinschaft mit dem „Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller“ einberufenen Versammlung sprach Genosse Ludwig Renn über den bürgerlichen Roman. In der Diskussion ergriffen u. a. Gläser, Weißkopf und Paquet das Wort. Die Veranstaltung war gut besucht.

Breslau: Alle Genossen und Interessenten, die zur Bildung einer Ortsgruppe bereit sind, sollen ihre Adresse an Alfred M. Rother, Breslau 16, Leerbeutelstraße 1, mitteilen.

Eine wichtige Neuerscheinung: Im Verlag für Literatur und Politik ist innerhalb der marxistischen Bücherei ein Band Lenins erschienen: „Agitation und Propaganda.“ Dieses Buch ist sehr wichtig, und es ist notwendig, daß sich jedes Mitglied des Bundes damit beschäftigt, daß wir es offiziell unter den Bundesnachrichten anzeigen.

Anfragen an den Bund stets Rückporto beilegen.

„Die Linkskurve“ erscheint am 1. jeden Monats. Das Einzelheft kostet 30 Pf., das Jahresabonnement 3,– M. Sie wird im Auftrag des Bundes der proletarisch-revolutionären Schriftsteller Deutschlands herausgegeben von Johannes R. Becher, Andor Gabor, Kurt Kläber, Erich Weinert und Ludwig Renn. Verantwortlich für die Redaktion: Erich Weinert und Ludwig Renn, Berlin-Charlottenburg, Mommsenstraße 51. Verantwortlich für Druck und Verlag: Internationaler Arbeiterverlag, Berlin C 25, Kleine Alexanderstraße 28. Alle Manuskripte an die Redaktion der „Linkskurve“, Berlin-Charlottenburg, Mommsenstraße 51. Alle Anzeigen und Beschwerden an die „Linkskurve“, Internationaler Arbeiterverlag, Berlin C25. Gedruckt, Peuvag-Druckerei, Filiale Berlin.